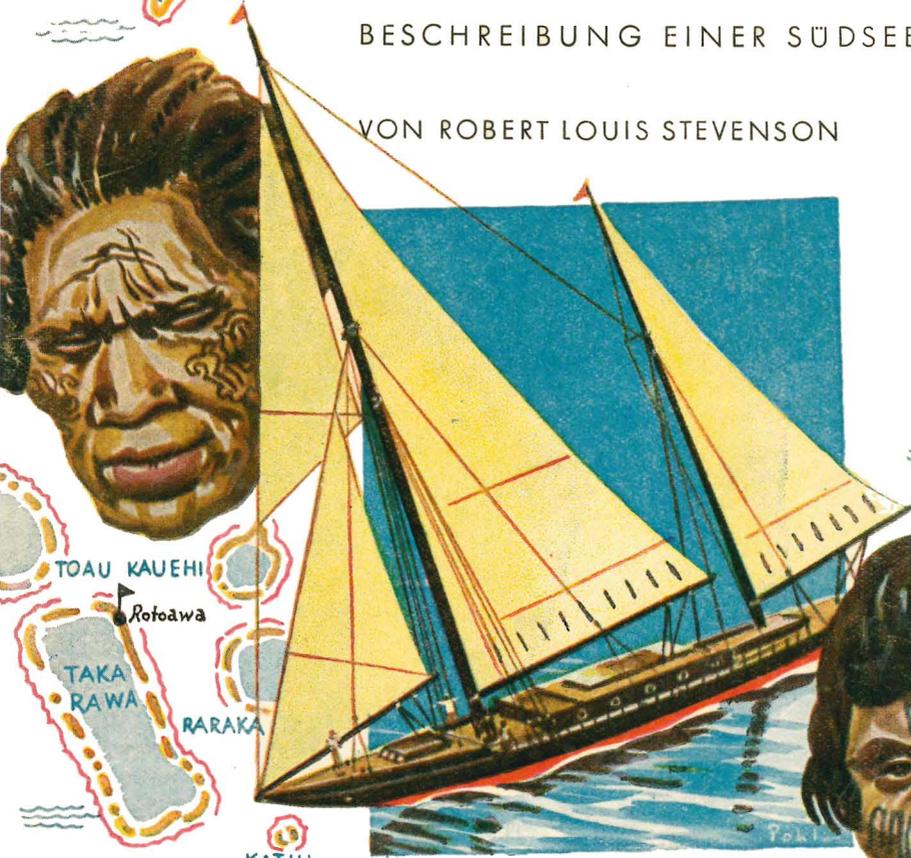


LÄNDER, MEERE UND GESTIRNE

## DURCH DIE INSELWELT DER SÜDSEE

BESCHREIBUNG EINER SÜDSEE-REISE

VON ROBERT LOUIS STEVENSON



TAKUME

TOAU KAUEHI

Rotoawa

TAKA  
RAWA

RARAKA

FAAITE

KATIU

Die langwellige Dünung strömte in die Bai herein, und schien sie gänzlich auszufüllen und wich dann wieder zurück. Sanft, tief und schweigend rollte die „Casco“ ...



VOLK UND WISSEN  
VERLAGS GMBH · BERLIN/LEIPZIG



DIESE SCHRIFT GEHÖRT

---

---

---

# DURCH DIE INSELWELT DER SÜDSEE

AUS DER BESCHREIBUNG EINER SÜDSEEREISE

von ROBERT LOUIS STEVENSON

Titelbild und Textillustrationen von CARL POHL

VOLK UND WISSEN SAMMELBÜCHEREI  
DICHUNG UND WAHRHEIT SERIE G · BAND 3



---

**VOLK UND WISSEN**  
VERLAGS GMBH · BERLIN/LEIPZIG



Eines Tages war ich mit Mrs. Stevenson und dem Schiffskoch in dieser Bucht. (Seite 12.)

Diese Schrift wurde von der VOLK UND WISSEN „Druckerei  
Norden GmbH“, Berlin N 4, aus FUTURA-LETTERN gesetzt  
und von der Buchdruckerei Martin Piorkowsky, Neuruppin,  
gedruckt

Bestellnummer 12039

G-Nummer 11055

**PREIS 30 PFENNIG** 1.—100. Tausend 1947 / Alle Rechte vorbehalten

Uns ist die Südsee eine Abenteuer- und Märchenwelt, eine romantische Reisesehnsucht. Warum verbinden wir mit der vielgestaltigen Inselwelt an Norwegens Küste keine derartigen Vorstellungen? Auch von ihr erzählen viele schöne Bücher. Aber daran liegt es wohl nicht. Es ist das Klima. Bei uns machen die schönen Tage im Jahr insgesamt nur einige Wochen aus. Unsere Sehnsucht geht nicht nach dem kälteren Norden; Eis und Schnee haben wir ja selbst genug; sie geht nach dem Süden. Den Regionen ewiger Wärme, allen Ländern am Äquator, gilt unser besonderes Interesse. In Afrika ist es das Kongogebiet, in Südamerika die Gegend um den Amazonas, in Südostasien Sumatra, Borneo, Celebes, und schließlich sind es die Südseeinseln, die uns in ihren geheimnisvollen Bann ziehen.

Und die Wärme ist es auch, die Stevenson zu der Reise veranlaßt, von der er uns hier erzählt. Er ist krank, und der Arzt schickt ihn in die Südsee, weil Stevenson das Klima dort besser bekommt. Über sein Leben und über sein dichterisches Werk lesen wir ausführlich in dem Vorwort zu „Das Flaschenteufelchen“ in der Serie „Aus guten Büchern“ der VOLK UND WISSEN SAMMELBÜCHEREI.

Wir können nur einen Ausschnitt aus der Beschreibung seiner Südsee-reisen bringen. Aber auch dieser Ausschnitt gibt uns ein Bild von der Schönheit, von der Unendlichkeit und von der Vielgestaltigkeit der polynesischen Inselwelt.

Schlagen wir den Atlas auf!

Australien und Ozeanien heißt die Karte, auf der wir die Marquesas und die Paumotu-Inseln finden.

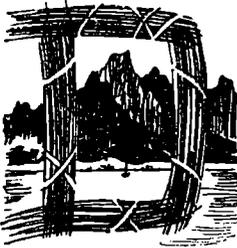
Ozeanien, so nennen wir die große, weitverzweigte Inselwelt des südlichen Pazifiks, des Ozeans mit den vielen Namen — Pazifischer, Stiller, Großer Ozean und Südsee.

Wir sind gewohnt, einen ganz bestimmten, viel enger begrenzten Teil des Pazifiks als Südsee zu bezeichnen. Diese Bezeichnung haben wir uns bei R. L. Stevenson, Jack London und Joseph Conrad erlesen. Ihre Südsee-geschichten spielen in dem Teil der ozeanischen Inselwelt, der geographisch Polynesien heißt. Das griechische polys bedeutet zahlreich. Wir finden es auf der Karte bestätigt; es sind nicht nur zahlreiche, es sind zahllose Inseln, die hier verstreut oder in Gruppen die unendliche Weite des Pazifiks unterbrechen.

Um etwas Ordnung in dieses Gewirr zu bringen, hat man die beieinanderliegenden Inseln zu Gruppen zusammengefaßt: die Fidschi-, die Samoa-inseln (hier hat Stevenson die letzten Jahre seines Lebens verbracht, hier ist er 1894 gestorben), die Gesellschafts-, die Gilbertgruppe (auf diesen Atollen hielt sich Stevenson während der Reise, von der er hier erzählt, mehrere Monate auf), die Marquesas-, die Paumotu-Inseln. Einige davon sind so klein, daß das Pünktchen auf der Karte im Maßstab noch viel zu groß ist.

Die Marquesas- und Paumotu-Inseln liegen ungefähr in der Mitte der viele tausend Kilometer breiten Meeresfläche zwischen Australien und Südamerika. Die vielen kleinen Inseln und Atolle der Paumotugruppe ziehen sich über einen Raum von 1000 km hin, das ist ungefähr die Entfernung vom äußersten Norden Deutschlands zum äußersten Süden. So märchenhaft wie diese Entfernungen, so abenteuerlich erscheint uns diese ganze Inselwelt, von der uns Stevenson erzählt. Und doch leben dort Menschen, die wie wir ihre Arbeit, ihre Sorgen und die kleinen Freuden des täglichen Lebens haben.

# D I E M A R Q U E S A S



## Geschlossene Freundschaft

Das Dörfchen Anaho steht auf einem schmalen Streifen flachen Landes zwischen dem Westrand der Küste und dem Fuß der ragenden Berge. Ein Palmenhain, der unablässig seine grünen Fächer schwenkt, bestreut es wie eine Laube. Eine Straße läuft durch diesen versteckten Winkel von einem Ende zum andern zwischen lauter Blumenbeeten, die den Putzmacherladen der Gemeinde darstellen; und hier und dort, in dem angenehmen Zwielicht, in einer mit mannigfachen Düften erfüllten Luft und immer noch in Hörweite der brandenden Wellen am Riff, liegen verstreut die Häuser der Eingeborenen. In zahlreichen polynesischen Sprachen bezeichnet dasselbe Wort mit kaum merklichen Unterschieden die menschliche Behausung. Doch mag auch das Wort immer dasselbe bleiben, die Bauweise verändert sich beständig; und der Marquesaner, der zu den rückständigsten und barbarischsten Insulanern gehört, wohnt gleichwohl am allerbequemsten. Die Grashütten auf Hawaii, die Vogelkäfighäuser von Tahiti oder der offene Schuppen des vornehmen Samoaners mit den wackligen Jalousien — keine dieser Bauformen läßt sich mit der marquesanischen Paepaehoe oder Wohnterrasse vergleichen. Die Paepae ist eine längliche Plattform, ohne Bindemittel aus schwarzem vulkanischen Gestein aufgeführt, zwanzig bis fünfzig Fuß lang, vier bis acht Fuß über die Erde erhöht und mit ihr durch eine breite Treppe verbunden. Am rückwärtigen Rande entlang, und etwa bis zur halben Breite, erstreckt sich die offene Front des Hauses gleich einer gedeckten Galerie. Das Innere ist zuweilen sehr nett und fast elegant in seiner kahlen Schlichtheit, ein süllartiges Geländer teilt den Schlafraum ab, irgendein schimmerndes Gewand baumelt vielleicht an einem Nagel, und eine Lampe und eine Whitesche Nähmaschine bilden die einzigen Spuren von Zivilisation. Außerhalb des Hauses, an einem Ende der Terrasse, brennt unter einem Schutzdach das Kochfeuer. Am andern Ende befindet sich zuweilen ein Schweinekoben; der übrige Teil bildet die abendliche Lungerstätte und Alfresko-Bankethalle der Bewohner. Zu einigen Häusern wird das Wasser von den Bergen heruntergeleitet, in Bambusrohren, die, um es frisch zu erhalten, durchlöchert sind.



Das Dörfchen Anaho steht auf einem schmalen Streifen flachen Landes am Westrand der Küste.

Auf jeder solchen Wohnterrasse haust eine beträchtliche Schar von Verwandten und Vasallen. In der Stunde des dämmernden Abends, wenn das Feuer lodert und der Duft der gerösteten Brotrucht die Luft erfüllt und vielleicht schon die Lampe zwischen dem Pfeiler und dem Hause schimmert, sieht man, wie sie sich schweigend zu ihrem Mahle versammeln: Männer, Weiber und Kinder; und die Hunde und Schweine springen über die Stiege hinauf und wedeln um die Wette mit den Schwänzen. Die Fremden vom Schiff waren bald ebenso freundlich willkommen: wurden eingeladen, ihre Finger in die hölzerne Schüssel zu tauchen, Kokosnüsse auszutrinken, die kreisende Pfeife zu rauchen und lärmende Debatten mitanzuhören und zu führen. — Über die Missetaten der Franzosen, über den Panamakanal oder die geographische Lage von San Franzisko und New Yo'ko. In einem Hochlanddörfchen, fernab von allen begangenen Wegen, habe ich dieselbe schlichte und würdige Gastfreundlichkeit angetroffen.

Ich erwähnte das abstoßende Benehmen unserer ersten Besucher — eine Tatsache, die einen sehr falschen Begriff von den Manieren der Marquesaner übermitteln könnte. Die große Mehrzahl der Polynesier trägt sich auszeichnet; der Marquesaner aber nimmt eine ganz eigenartige Stellung ein, ist zugleich lästig und reizvoll, wild, scheu und geziert. Macht man ihm ein Geschenk, so tut er so, als habe er es vergessen, und es muß ihm bei seinem Weggehen noch einmal angeboten werden. Eine hübsche Formalität, die ich sonst nirgends gefunden habe. Ein kurzer Wink genügt, um jeden beliebigen Marquesaner oder auch eine ganze Anzahl von ihnen, auf der Stelle loszuwerden; denn sie sind so unheimlich stolz und bescheiden, während viele von den liebenswürdigern, aber plumperen Insulanern sich an den Fremden herandrängen und sich ebensowenig verscheuchen lassen wie Fliegen. Eine geringschätzigte Behandlung oder Beleidigung scheint der Marquesaner nie zu vergessen. Ich sprach eines Tages auf der Straße mit meinem Freunde Hoka, als ich bemerkte, wie seine Augen plötzlich aufblitzten und wie er sich in die Brust warf. Ein berittener Weißer kam den Berg herunter, und während er anhielt, um mich zu begrüßen, stand Hoka noch immer da und starrte ihn an und plusterte sich auf wie ein Kampfhahn. Der Weiße war ein Korse, der ihn vor Jahren ein Cochon sauvage genannt hatte — coçon chauvage, wie Hoka es fälschlich aussprach. Selbstverständlich mußte einem so heiklen und empfindlichen Volke gegenüber unsere Gesellschaft von Grünhörnern die tollpatschigsten Verstöße begehen. Hoka zum Beispiel versank bei einem seiner Besuche ganz plötzlich in ein brütendes Schweigen und verließ bald darauf mit kalter Förmlichkeit das Schiff. Als er mich wieder in Gnaden aufnahm, erklärte er mir genau und deutlich das Wesen meines Verstoßes. Ich hatte ihn gebeten, uns Kokosnüsse zu verkaufen, und in Hokas Augen gehörten Nahrungsmittel zu jenen Dingen, die ein Gentleman verschenken soll und nicht verkaufen, oder die er zumindest einem Freunde nicht

verkaufen darf. Bei einer andern Gelegenheit gab ich meiner Bootsmannschaft ein Frühstück aus Schokolade mit Schiffszwieback. Ich hatte dabei gegen irgendeine herkömmliche Regel gesündigt — das Wie und Wodurch konnte ich niemals in Erfahrung bringen —, und obgleich die Leute mir trocken dankten, ließen sie meine Gaben auf dem Strande liegen. Unser schlimmster Mißgriff aber war eine Kränkung, die wir Toma zufügten, Hoka's Adoptivvater, dem, nach seiner Ansicht, rechtmäßigen Häuptling von Anaho. Erstens besuchten wir ihn nicht, wie es sich vielleicht gehört hätte, in seinem schönen neuen europäischen Haus, dem einzigen im ganzen Dorfe. Zweitens, als wir an Land kamen, um seinen Rivalen Taiپی-Kikino zu besuchen, da war es Toma, den wir am Strande stehen sahen, eine prachtvolle Gestalt, prachtvoll tätowiert; und Toma war es, an den wir unsere Frage richteten: „Wo ist der Häuptling?“ — „Welcher Häuptling?“ rief Toma und kehrte den Lästerern seinen Rücken zu. Und er hat es nie verziehen. Hoka kam täglich zu uns, aber weder Toma noch sein Weib setzten den Fuß an Bord des „Casco“, obgleich sie damit unter all den Bewohnern dieser Küstengegend allein standen. Es ist schwer für den Europäer, zu ermaßen, welch furchtbarer Versuchung sie trotzen mußten. Die fliegende Insel Laputa, vierzehn Tage lang im St.-James-Park verankert, bietet nur einen blassen Vergleich mit der „Casco“, die vor Anaho



Am Nachmittag vor unserer Abreise kam eine Abschiedsgesellschaft.



vertäut lag; denn der Londoner hat ja immer noch seine abwechslungsreichen Vergnügungen, der Marquesaner aber wandert durch eine ununterbrochene graue Reihe eintöniger Tage seinem Grabe zu.

Am Nachmittag vor unserer geplanten Abreise kam eine Abschiedsgesellschaft an Bord: neun unserer besonderen Freunde, beladen mit Geschenken und geschmückt wie zu einer Festlichkeit. Hoka, der Haupttänzer und Sänger, der größte Dandy von Anaho und einer der schönsten jungen Burschen auf der Welt — trotzig, prahlerisch, theatralisch, leicht wie eine Feder und kräftig wie ein Stier —, war beinahe nicht wiederzuerkennen, wie er so gebeugt und schweigend dasaß, das Gesicht bekümmert und grau. Es war sonderbar, den Burschen so ergriffen zu sehen, seltsamer noch, in seiner letzten Gabe eine jener Kuriositäten wiederzuerkennen, die wir am Tage unserer Ankunft zurückgewiesen hatten, und zu wissen, daß unser Freund, so festlich nun gekleidet und so sichtlich gerührt durch unsere Abreise, zu jener halbnackten Bande gehörte, die uns umlagert und beleidigt hatte. Am allerseltsamsten vielleicht, diesen geschnitzten Fächerstiel als die letzte jener Kuriositäten vom ersten Tage zu agnoszieren, jener Kuriositäten, die uns inzwischen alle von ihren Besitzern geschenkt worden waren — ihr vornehmster Handelsartikel, mit dem sie uns ausplündern wollten, solange wir Fremde waren, den sie uns ohne Entgelt aufdrängten, sobald wir als ihre Freunde galten. Der letzte Besuch zog sich nicht lange hin. Einer nach dem andern schüttelte uns die Hände und kletterte in das Kanu hinab; und dann kehrte Hoka augenblicklich dem Schiffe den Rücken zu, so daß wir sein Gesicht nicht mehr sahen. Taipi hingegen blieb aufrecht stehen und blickte mit anmutigen Abschiedsgebärden zu uns herüber; und als Kapitän Otis die Flagge senkte, grüßte die ganze Gesellschaft mit ihren Hüten zurück. Dies war das Lebewohl. Die Episode unseres Besuches in Anaho galt als abgeschlossen; und obgleich die „Casco“ fast vierzig Stunden noch vertäut vor Anker liegen blieb, kehrte kein einziger von den Insulanern an Bord zurück, und ich möchte fast glauben, daß sie es vermieden, sich am Strande sehen zu lassen. Diese Zurückhaltung und Würde bildet den schönsten Charakterzug des Marquesaners.



## Der Ausgesetzte

ber die Schönheit Anahos könnte man dicke Bücher schreiben. Ich erinnere mich noch, wie ich gegen drei Uhr morgens erwachte und die Luft mild und voll zarter Düfte fand. Die langwellige Dünung strömte in die Bai herein und schien sie gänzlich auszufüllen und wich dann wieder zurück. Sanft, tief und schweigend rollte die „Casco“; nur hier und da krächzte ein Block wie ein Vogel. Meerwärts war der Himmel hell von Sternen, und die See glänzte in ihrem spiegelnden Widerschein. Wenn ich dort hinausblickte, hätte ich mit dem hawaiischen Dichter singen können:

*„Ua maomao ka lani, ua kahaea luna;  
Ua pipi ka maka o ka hoko.“*

*(Die Himmel waren schön, sie dehnten sich zu Häupten;  
Zahlreich waren die Augen der Sterne.)*

Und dann wandte ich mich dem Lande zu, und hoch über mir schwebten dunkle Sturmwolken. Die Berge drohten schwarz empor; und ich hätte denken können, zehntausend Meilen weit entrückt zu sein und in einem Hochlandsfjord vor Anker zu liegen; der kommende Tag würde mir Fichten zeigen und Heidekraut und grünen Farn und Rasendächer, von denen der Torfrauch emporsteigt, und die fremde Rede, die alsdann mein Ohr begrüßt, müßte gälisch sein und nicht kanakisch.

Doch als der Tag kam, brachte er andere Bilder und Gedanken. Ich habe den Anbruch des Morgens in vielen Gegenden der Welt beobachtet, dieses Schauspiel zählte stets zu den größten Freuden meines Daseins; und das Dämmerlicht, dessen Anblick mich mit der tiefsten Erregung erfüllte, das schimmerte über der Bucht von Anaho. Die Berge überragten schroff den Hafen mit den mannigfaltigsten Zacken und Hängen, bald Rasen, bald Klippe, bald Wald. Jeder einzelne trug seine besondere Farbtonung — Safran, Schwefel, Nelke und Rose. Der Glanz war wie der des Atlas; über lichterem Schatten schien ein schillernder Hauch zu fließen, und die dunkleren Farben zeigten ein sattes Blühen. Das Licht selber war das gewöhnliche Morgenlicht, farblos und rein; und auf diesem Hintergrund von Edelsteinen umriß es auch die feinsten Details des Bildes. Inzwischen verrieten rings im Dorfe unter den Palmen, wo noch der blaue Schatten zögerte, die rote Glut der Kokoshülsen und die leichten Fahnen des Rauchs die erwachende Tätigkeit des Tages; am Strande kehrten Männer und Frauen, Burschen und Mädchen vom Bade zurück, in hellen Gewändern, rot und blau und grün, wie

wir sie in der Kindheit mit Entzücken auf den bemalten kleinen Bildchen sahen, und bald darauf stieg die Sonne über den östlichen Hügel, und das strahlende Licht des Tages lag über der ganzen Gegend.

Das Tageslicht strahlte fort und wuchs, die Geschäftigkeit aber hörte zum größten Teil wieder auf, bevor sie noch eigentlich begonnen hatte. Zweimal des Tages sah man an den Hängen der meerwärts gelegenen Hügel das Hasten und Laufen der Hirten. Zuzeiten fuhr ein Kanu hinaus zum Fischfang. Zuzeiten füllten ein paar Weiber lässig und faul einen Korb auf dem kleinen Baumwollfeld. Zuzeiten ertönte wohl eine Flöte aus dem Schatten eines Hauses und durchlief die Modulationen ihrer drei Töne mit einer Wirkung wie ein endlos wiederholtes „Que le jour me dure“. Oder zuweilen auch verständigten sich zwei Eingeborene über einen Winkel der Bucht hinweg auf marquesanische Manier mit den üblichen Pfiffen. Sonst herrschte überall Schlaf und Schweigen. Die Brandung zerschellte leuchtend am Ufer, eine besondere Art schwarzer Kraniche fischte in dem aufgewühlten Wasser, die schwarzen Schweine galoppierten beständig in irgendwelchen Geschäften vorbei, die Menschen aber hätten auch nimmer wieder aufwachen können oder allesamt stumm und tot sein.

Mein Lieblingsaufenthalt lag dem Dörfchen gegenüber, wo in einer Bucht unter einer lianenumwucherten Klippe ein kleiner Landungsplatz war. Den Strand umsäumten Palmen und sogenannte Puraobäume, die in den Formen ihres Wachstums zwischen der Feige und dem Maulbeerbaum die Mitte halten und eine Blüte tragen, die einer großen gelben Mohnblume mit einem kastanienbraunen Herzen gleicht. Stellenweise schoben sich spitze Felsen auf den Sand vor, der Strand lag dann völlig unter Wasser, und die Brandung plätscherte warm bis an meine Knie herauf und spielte mit Kokoshülsen, wie unser groberer Ozean zu Hause mit Strandgut und Tang und Flaschen spielt. Wenn die Flut zurückströmte, schwammen zwischen meinen Füßen Wunder an Farbe und Zeichnung hindurch, nach denen ich griff, die ich verfehlte oder erwischte. Bald, um zu finden, daß sie das waren, was sie zu sein versprochen, nämlich Muscheln, wert, eine Sammlung zu zieren oder, in Gold gefaßt, an einer Frauenhand zu glänzen, bald, um lediglich eine Maya farbigen Sandes zu haschen, zermahlene Brocken und Kiesel, die, sobald sie trockneten, so trüb und häßlich wurden wie das Flintgeröll auf einem Gartenpfad. Stundenlang habe ich eifrig diesem kindischen Vergnügen in der starken Sonne nachgegangen, wobei ich mir meiner unverbesserlichen Torheit wohl bewußt war; zugleich aber allzu tief entzückt, um mich zu schämen. Inzwischen flötete die Drossel (oder ihr tropischer Stellvertreter) im Dickicht über meinem Kopfe.

Nicht weit von mir, in der Biegung der Bucht, sickerte ein kleiner Bach in eine beckenartige Höhlung und plätscherte von dort über eine Felsentreppe ins Meer hinab. Der Luftzug wehte unter dem Laubwerk in das Becken herab,



P. 11

Mein Lieblingsaufenthalt lag dem Dörfchen gegenüber.

das eine vollkommene Zufluchtsstätte an erfrischender Kühle war. Nach vorne zu öffnete sich diese Grotte auf die blaue Bucht und auf die „Casco“, die dort unter ihrem Sonnenzelt und ihrer bunten Flagge vor Anker lag. Zu Häupten verfitzte sich das Laubdach der Puraos, und höher noch schwenkten Palmen ihre leuchtenden Wedel, so wie sich einmal ein Zauberer, den ich gesehen habe, aus nackten Schwertern einen Heiligenschein schuf. Denn an dieser Stelle strömt der Passatwind über einen Streifen flachen Landes am Fuß der Berge in die Bucht von Anaho — ein Strom von fast gleichförmiger Kraft und Schnelligkeit und von ganz himmlischer Kühle.

Eines Tages befand ich mich zufällig mit Mrs. Stevenson und dem Schiffskoch in dieser kleinen Bucht. Abgesehen von der „Casco“, die draußen schaukelte, abgesehen von ein paar Kranichen und dem ewig geschäftigen Wind und den ewig sich kräuselnden Wellen war das Antlitz der Welt von einer prähistorischen Leere; das Leben schien in völliger Erstarrung still zu stehen, und das Gefühl der Vereinsamung war tief und erfrischend. Plötzlich fuhr der Passat mit heftigem Stoße über die Landenge, traf die Palmwedel oberhalb der Grotte und riß sie auseinander; und siehe da, in den Wipfeln zweier Bäume saßen zwei Eingeborene, reglos wie Götzenbilder, und starrten uns an, gleichsam ohne mit der Wimper zu zucken. Im nächsten Augenblick schlug das Laubwerk wieder zusammen, und das flüchtige Bild war verschwunden. Diese Enthüllung menschlicher Gegenwart über unseren Köpfen, an einem Orte, wo wir uns allein geglaubt hatten, die starre Unbeweglichkeit dieser Spione in den Baumwipfeln und der Gedanke, daß man uns vielleicht zu allen Stunden so überwachte, das alles schuf uns ein unbehaglich fröstelndes Gefühl. Das Gespräch am Strande versiegte. Was den Koch betrifft (der kein reines Gewissen hatte), so setzte er nie wieder einen Fuß an Land, und bei zwei Gelegenheiten, als die „Casco“ gegen die Felsen zu treiben drohte, war es amüsant, dieses Mannes Hurligkeit zu beobachten; denn er glaubte steif und fest, am Strande erwarte ihn der Tod. Erst nach einem Jahre, auf den Gilbertinseln, dämmerte mir die Erklärung auf. Die Eingeborenen zapften Palmwein in den Wipfeln, eine vom Gesetz verbotene Handlung; und als der Wind sie so plötzlich den Blicken preisgab, waren sie zweifellos viel erschrockener als wir.

Oberhalb der Höhle hauste ein alter, melancholischer, grauhaariger Mann namens Tari (Charlie) Sarg. Er stammte aus Oahu auf den Sandwichinseln und war in seiner Jugend mit den amerikanischen Walfischfängern zur See gegangen, ein Umstand, dem er seinen Namen, sein Englisch, seinen östlichen nälendenden Akzent und das Unglück seines schuldlosen Lebens verdankte. Denn ein Kapitän, der von New Bedford ausgeselte, schleppte ihn nach Nukahiva und setzte ihn dort unter den Kannibalen aus. Das Motiv zu dieser Untat war unfaßbar nebensächlich; des armen Tari Lohn, der auf solche Weise erspart wurde, hätte wohl kaum den Kredit der Schiffseigentümer in

New Bedford erschüttert. Und die Tat selber war purer Mord. Taris Leben muß anfänglich an einem Haar geangen haben. Durch den Kummer und die Angst jener Tage verfiel er höchstwahrscheinlich in Wahnsinn, ein Leiden, das ihn auch jetzt noch häufig heimsuchte; vielleicht auch schloß ihn irgendein Kind ins Herz und rettete dadurch sein Leben. Zumindest entrann er dem fast sicheren Tode, verheiratete sich auf der Insel und war, als ich ihn kennenlernte, Witwer mit einem verheirateten Sohn und einer Enkelin. Doch der Gedanke an Oahu verfolgte ihn beständig; ewig sangen seine Lippen das Lob der Heimat; in der Erinnerung erschien ihm Oahu als eine Stätte endloser Festlichkeiten voller Gesang und Tanz, und in seinen Träumen weilte er dort wohl immer wieder mit Freuden. Ich frage mich im stillen, was er wohl denken würde, wenn man ihn wirklich nach Oahu bringen könnte, und wenn er dann die moderne Stadt Honolulu mit ihrem lärmenden Verkehr sähe und den Palast mit seinen Schildwachen und das große Hotel und Mr. Bergers Kapelle mit ihren Uniformen und ausländischen Instrumenten; oder was er wohl denken würde, wenn er die Zahl der braunen Gesichter so gering und die der weißen so sehr gewachsen fände. Und seines Vaters Land verkauft als Grundstück für eine Zuckerrohrpflanzung und seines Vaters Haus völlig zerstört, oder vielleicht der Letzte seines Stammes von Aussatz ergriffen und zwischen der Brandung und den Klippen von Molokai lebendig begraben! So einfach und so traurig wandeln sich die Dinge selbst auf den Inseln der Südsee.

Tari war arm und örmlich behaust. Seine Hütte bestand aus einem hölzernen Fachwerk, das Europäer errichtet hatten; sie war seine Amtswohnung, denn Tari hütete die Schafe auf dem Vorgebirge. Ich kann ein vollständiges Inventar der Einrichtung geben: drei Fässer, eine blecherne Zwiebackbüchse, eine eiserne Bratpfanne, mehrere Trinkschalen aus Kokosrinde, eine Laterne und drei Flaschen, die vermutlich Öl enthielten, während die Kleider der Familie und einige Matten über den bloßliegenden Balken hingen. Bei meiner ersten Begegnung mit diesem Verbannten faßte er zu mir eine jener grundlosen Inselfreundschaften, gab mir Nüsse zu trinken und schleppte mich über die Grotte hinauf, „um das Haus anzusehen“ — das Einzige, was er zu bieten hatte. Er liebte die „Amelikaner“, wie er sagte, und auch die „Englismän“, aber die „Flanzosen“ verabscheute er; und er betonte mit äußerstem Nachdruck, wenn er uns für „Flanzosen“ gehalten hätte, dann hätten wir keine einzige Nuß von ihm bekommen und niemals sein Haus erblickt. Seinen Widerwillen gegen die Franzosen kann ich zum Teil verstehen, aber durchaus nicht seine nachsichtige Beurteilung der Angelsachsen. Am nächsten Tag brachte er mir ein Schwein, und als einige Tage später ein Mitglied unserer Gesellschaft an Land kam, war er soeben im Begriff, ein zweites Schwein an Bord zu schleppen. Wir waren auf den Inseln noch fremd; des armen Mannes Freigebigkeit, die er sich nicht gut

leisten konnte, verursachte uns ein peinliches Gefühl, und durch ein sehr natürliches, aber ganz unverzeihliches Versehen wiesen wir das Schwein zurück. Wäre Tari ein Marquesaner gewesen, so hätten wir ihn nie wieder erblickt; da er jedoch nur ein milder, geduldiger, melancholischer Mann war,

nahm er eine hundertmal schmerzlichere Rache. Kaum hatte das Kanu mit den neun abschiednehmenden Dörflern die „Casco“ verlassen, als unser Schiff von der andern Seite her geentert wurde. Es war Tari; der so spät kam, weil er kein eigenes Kanu besaß und nur schwer eins borgen konnte; und so einsam (wir sahen ihn freilich nie anders), weil er ein Fremder im Lande und der langweiligste Gesellschafter war. Die übrigen Mitglieder meiner Familie entflohen schmäzlich dieser Zusammenkunft. Ich mußte unseren beleidigten Freund allein empfangen; und die Unterredung dauerte wohl fast eine Stunde, denn er konnte sich nicht losreißen. „Du gehn weg. Ich sehen dich nicht mehr — nein, Sir“, lamentierte er; und dann schaute er sich mit wehmütiger Bewunderung um. „Das da gutes Schiff — nein, Sir, — gutes Schiff!“ rief er aus; und das „Nein, Sir“ stieß er mit steigender Betonung scharf durch die Nase hervor — ein Echo aus New Bedford und den Zeichen des betrügerischen Walfischfängers. Von diesen Äußerungen des Grams und Lobes kam er immer wieder auf die Sache mit dem Schwein zurück. „Ich geben ge'an Pläsente, ganz wie du“, beklagte er sich, „ich nur Schwein haben, du ihn nicht nehmen!“ Er sei ein armer Mann, er habe keine Auswahl an Geschenken, er besitze nur ein Schwein, wiederholte er; und ich hätte es zurückgewiesen. Selten wohl fühlte ich mich unglücklicher als nun, da ich ihn hier vor mir sitzen sah, so alt, so grau, so arm, so übel vom Schicksal verfolgt, so kläglich in Blick und Miene, während ich mit wachsender Schärfe das Ausmaß der Beleidigung erkannte, die ich ihm in aller Unschuld zugefügt hatte; aber es war einer jener Fälle, bei denen Worte vergeblich sind.

Taris Sohn war lächelnd und träge, seine Schwiegertochter, ein hübsches, sanftes und ernstes

Tari taßte bald zu mir eine jener grundlosen Inselfreundschaften.



Mädchen von sechzehn Jahren, weit intelligenter als die meisten Frauen aus Anaho und mit guten französischen Kenntnissen, sein Enkelkind ein winziges Geschöpf, das noch an der Brust lag. Ich ging eines Tages hinauf und fand den Sohn bei der Herstellung eines Baumwollsackes, während Madame die kleine Mademoiselle stillte. Sobald ich neben ihnen auf dem Boden saß, begann mich das Mädchen über England zu befragen; ich versuchte ihr das Land zu schildern, stapelte die Pfanne und die Kokoschalen übereinander, um die Bauweise der Häuser darzustellen, und erklärte, so gut es ging, mit Worten und Gesten die Übervölkerung, den Hunger und die ständige Schwerarbeit. „Pas de cocotiers? Pas de popoi?“ fragte sie. Ich sagte ihr, es sei dort zu kalt und veranstaltete eine komplizierte Pantomime, indem ich die Zugluft aussperrte und mich über ein imaginäres Feuer kauerte, um nur ja ihr Verständnis zu wecken. Aber sie verstand mich recht gut, bemerkte, daß müsse sehr schlimm für die Gesundheit sein, und saß eine Weile in ernstem Nachdenken über dieses Bild ungewohnter Sorgen. Ich bin überzeugt, daß in ihr das Mitleid sich regte, denn diese Vorstellung erweckte in ihr noch einen anderen Gedanken, der stets in der Brust des Marquesaners herrscht; und mit lächelnder Traurigkeit und mich aus melancholischen Augen betrachtend, begann sie das Aussterben ihres Volkes zu beklagen. „Ici pas de Kanaques“, sagte sie; und dann nahm sie den Säugling von der Brust und streckte ihn mir mit beiden Händen entgegen. „Tenez — ein kleines Baby wie das da; dann tot. Alle Kanaken sterben. Dann nichts mehr.“ Das Lächeln und diese Art, wie die mädchenhafte Mutter ihr eigenes winziges Fleisch und Blut als Beispiel anführte, rührte mich seltsam. Eine so gelassene Verzweiflung sprach sich darin aus. Inzwischen nähte der Gatte lächelnd an seinem Sack, und das ahnungslose Kindchen haschte nach einem Topf mit Himbeermarmelade, einer Freundesgabe, die ich soeben mitgebracht hatte.

Ich ging hinauf und fand den Sohn bei der Herstellung eines Baumwollsackes, während Madame ...



# DIE PAUMOTU-INSELN



## Der gefährliche Archipel Atolle tauchen auf

**m**frühen Morgen des vierten September bugsierte uns ein mit Eingeborenen bemanntes Walfischfängerboot durch die grüne Straße des Ankerplatzes und um das wellénbespülte Vorgebirge. Auf dem Meeresniveau war es heiß, kein Lüftchen regte sich, und dennoch schimmerte die Luft kristallklar. Hoch zu Häupten aber hüllten sich die Berge von Atuona in Wolkenkapuzen, und der Meeresstrom der Passatwinde flutete ohne Unterlaß. Als wir unter dem unmittelbaren Schutz des Landes hervorkrochen, erreichten wir schließlich die Einflußzone des Windes. Er traf unsere Segel in kurzen Stößen, die sich verstärkten und immer gleichförmiger ineinander gingen; bald darauf legte sich die „Casco“ an den Wind und begann ihr Tagewerk, das längst überholte Walfischboot klebte einen geräuschvollen Augenblick lang an ihrem Backbord, die vertraglich festgesetzte Ration von Brot, Rum und Tabak wurde hinuntergereicht, noch ein Augenblick, und das Boot schaukelte in unserem Kielwasser, und unsere Lotsen riefen uns ihre Abschiedsgrüße nach.

Unsere Ausfahrt wirkte nur um so erregender, da wir nach so ganz andersartigen Schauplätzen steuerten, nach einer neuen Provinz dieser Goiteswelt. Dieses weite Meeresgebiet, das man beiläufig die Südsee nennt, erstreckt sich von Wendekreis zu Wendekreis und von ungefähr hundert-dreiundzwanzig Grad westlicher bis hundertfünfzig Grad östlicher Breite, ein Parallelogramm von hundert zu siebenundvierzig Graden, dort wo die Grade am längsten sind. Ein großer Teil enthält nur leere Wasserflächen, viele Gebiete aber wimmeln von Inseln, und diese Inseln sind von zweierlei Art. In Gesprächen über die Südsee wird kein Thema so häufig abgewandelt wie der Unterschied zwischen den „niedrigen“ und den „hohen“ Inseln, und es findet sich auch in der ganzen Natur kein zweiter so deutlich ausgeprägter Unterschied. Der Himalaya unterscheidet sich nicht krasser von der Sahara. Auf der einen Seite haben wir vulkanische Inseln, die hauptsächlich in Gruppen von acht bis zwölf Stück über den Meeresspiegel emporragen; nur wenige haben eine geringere Höhe als viertausend Fuß. Die Höhe einer von ihnen beträgt mehr als dreizehntausend; ihre Gipfel stecken häufig in dichten

Wolkenkappen, alle sind sie bewaldet, alle haben sie einen Überfluß an Lebensmitteln, und alle zeichnen sich durch ihr pittoreskes und feierliches Landschaftsbild aus. Auf der andern Seite haben wir das Atoll: ein Gebilde von problematischem Ursprung und problematischer Geschichte, angeblich das Produkt eines scheinbar noch nicht identifizierten Kerbtieres; seine Gestalt ist ungefähr ringförmig und umschließt in der Mitte eine Lagune. Selten messen diese Atolle mehr als eine Viertelmeile an ihrer breitesten Stelle, oftmals erheben sie sich an ihren höchsten Punkten nicht einmal bis zur Größe eines Menschen. Der Mensch selbst, die Ratte und die Landkrabbe sind ihre hauptsächlichsten Bewohner, ihre Pflanzenwelt weist auch keine größere Abwechslung auf, und selbst in ihrer vollkommensten Gestalt zeigen sie dem Auge nur einen Ring schimmernden Strandes und grünen Laubwerks, der blaues Meer umschließt und von blauem Meer umschlossen ist.

In keiner Gegend der Südsee liegen die Atolle so dicht beieinander, nirgends wechselt ihr Umfang so sehr, und nirgends umlagern die Schifffahrt so drohende Gefahren wie in jenem Archipel, den wir nun durchsegeln wollten. Das ungeheure System der Passatwinde wird aus irgendwelchen Gründen durch dieses Gewirr von Riffen völlig durcheinandergebracht; der Wind bläst unregelmäßig, häufig stürmen Böen aus dem Westen und Südwesten, und manchmal treten Orkane auf. Zudem fließen die Strömungen unentwirrbar durcheinander, jede ungefähre Besteckrechnung wird zur Farce, auf die Karten kann man sich nicht verlassen, und die Zahl und Ähnlichkeit dieser Inseln ist so groß, daß man, selbst wenn man die eine oder die andere klar gesichtet hat, meist ebenso klug ist wie zuvor. Diese Gegend steht folglich in übelstem Rufe; Versicherungsgesellschaften schließen sie aus ihrem Geltungsbereich aus, und nicht ohne Besorgnisse wagte sich mein Kapitän mit der „Casco“ in solche Gewässer. Ich glaube sogar, man ist allgemein übereingekommen, daß Jachten diesen trügerischen Archipel zu meiden haben, und es bedurfte all meiner dringenden Bitten — und Mr. Otis' privater Vorliebe für alles Abenteuerliche —, um unsern Kurs mitten in sein Labyrinth zu lenken.

Einige Tage lang segelten wir mit einem stetigen Passat und mit einer stetigen westlichen Strömung, die uns leewärts trieb; und gegen Sonnenuntergang des siebenten Tages sollten wir angeblich Takaroa sichten, eine von Cooks sogenannten König-Georg-Inseln. Die Sonne ging unter; noch ein Weilchen länger schwebte zwischen dichter sich ballenden Wolken der alte Mond am Himmel. Auch er verließ uns; Sterne aller erdenklichen Helligkeitsgrade und Wolken von jeder nur möglichen Form umstritten das Halbdunkel der Nacht, und immer noch schauten wir vergeblich nach Takaroa aus. Der Maat stand am Bugspriet, seine hohe graue Gestalt schwankte vor dem Sternenhimmel auf und ab. Wir andern scharten uns um den Ankerdavit an Backbord und starrten nicht weniger eifrig, aber mit weit geringerer Hoffnung auf den dunklen Horizont. Inseln sahen wir in Hülle und Fülle, aber sie



Die Sonne enthüllte ein kleines Eiland.

waren „von jenem Stoff, aus dem die Träume sind“, und verschwanden im Nu, nur um an andern Orten wieder aufzutauchen; und allmählich begannen nicht nur Inseln, sondern schimmernde und rotierende Lichter das Dunkel zu übersäen — Blinkfeuer der Phantasie oder der übermüdeten Augennerven, die feierlich strahlten und blinzelten, während wir vorüberglitten. Schließlich zweifelte auch der Maat, kletterte von seinem unruhigen Posten wieder an Bord zurück und verkündete, daß wir unser Ziel verfehlt hätten. Er war der einzige, der einige Erfahrung mit diesen Gewässern besaß, und wir hatten ihn gerade deshalb im Taiohae als Lotsen geheuert. Wenn er erklärte, daß wir Takaroa verfehlt hatten, war es nicht unsere Aufgabe, an der Tatsache herumzukritteln, sondern sie wo möglich zu erklären. Zweifellos waren wir von unserer südlichen Fahrtrichtung abgewichen. Die Zickzacklinie unseres Kielwassers auf dem Meeresspiegel und unser etwas betrunken aussehender Kurs auf der Karte bezeugten ebenso zweifellos eine heftige westliche Strömung. Wir konnten lediglich den Schluß ziehen, daß es uns wieder leewärts abgetrieben hatte, und es schien das beste, die „Casco“ unter dem Winde beizudrehen, scharfe Wache zu halten und den Morgen abzuwarten.

Diese Nacht schlief ich, wie es damals meine etwas gefährliche Gewohnheit war, an Deck auf der Bank im Kockpit. Ein Geräusch weckte mich, ich schaute mich um: Der ganze östliche Himmel war mit einem dünnen Orange gefärbt, die Kompaßlampe verblaßte bereits vor der Helligkeit des Tages, und der Steuermann beugte sich erregt über das Rad. „Das ist sie, Sir!“ rief er und zeigte mitten in die Dämmerung. Eine Zeitlang konnte ich nichts erspähen als die bläulichen Trümmer der morgendlichen Wolkenbank, die gleich schmelzenden Eisbergen längs des Horizontes weithin verstreut lagen. Dann ging die Sonne auf, bohrte eine Lücke in diese Nebelbrocken und enthüllte ein unbedeutendes Eiland, platt wie ein Teller auf dem Meere schwimmend und gespickt mit Palmen von verhältnismäßig absurder Größe.

Soweit gut. Hier befand sich zweifellos ein Atoll; und zweifellos waren wir in den Archipel geraten. Aber welches Atoll? Und wo? Für Takaroa war die Insel zu klein. In dieser ganzen Gegend gab es außer Tikei keine so winzige Insel; und Tikei, eine von Roggeweins sogenannten Verruchten Inseln, schien gar nicht in Frage zu kommen. In diesem Falle hätten wir, statt nach Westen zu treiben, dreißig Meilen nach Luv aufgeholt. Und die Strömung? Dem Besteck zufolge hatte sie uns all diese Tage her ständig leewärts abgetrieben. Nach der Verschiebung unseres Kielwassers zu urteilen, trieb sie uns auch noch in diesem Augenblick ab. Wann hatte sie ausgesetzt? Wann hatte sie wieder begonnen? Und welche Art von Strömung hatte uns inzwischen nach Osten gejagt? Auf diese für die Schifffahrt in jenem Inselreich so typischen Fragen weiß ich keine Antwort. So lagen zumindest die Tatsachen; denn unsere Insel entpuppte sich als Tikei; und dies war also unser erstes Erlebnis in dem gefährlichen Archipel: Das Ziel um dreißig Meilen verfehlt.

Der Anblick Tikeis — wie dieses Inselchen so unmittelbar gegen den Glanz des Morgens sich abhob, all seiner Farben beraubt und entstellt durch unverhältnismäßig hohe Bäume, die den stacheligen Reisern eines Besens glichen — flößte uns keine sehr große Liebe zu den Atollen ein. Später am selben Tage sahen wir unter günstigeren Bedingungen die Insel Taiaro. „Im Meere verloren“ bedeutet wahrscheinlich dieser Name. Und so erschien es auch: verloren in blauem Meer und blauem Himmel, ein Ring von weißem Strand, grünem Unterholz und wiegenden Palmen, juwelengleich an Farben, von einer feenhaften, himmlischen Anmut. Rings an den Ufern schäumte die Brandung weiß wie Schnee und brach sich weit draußen im Meere an einem scheinbar nicht auf der Karte verzeichneten Riff. Keine Rauchwolke zeigte sich, keine menschliche Spur; die Insel ist in der Tat nicht bewohnt und wird nur zuweilen besucht. Dennoch beobachtete uns ein Händler (Mr. Narli Salmon) vom Ufer her und wunderte sich über dieses unerwartete Fahrzeug. Ich habe seither lange Monate auf niedrigen Inseln verbracht; ich kenne die Langeweile ihrer gleichförmigen Tage, ich kenne die Unerträglichkeit der Kost, die sich dort bietet. Wie neidisch wir auch von unserm Deck aus zu diesem grünen Wäldchen hinüberblicken mochten, mit zehnmal größerem Neid sahen uns Mr. Salmon und seine Kameraden in unserem schlanken Schiff meerwärts steuern.

Die Nacht brach unendlich lieblich herein. Nachdem der Mond untergegangen war, bot der Sternenhimmel einen erschütternd wunderbaren Anblick. Und während ich im Cockpit lag und den Steuermann betrachtete, verfolgten mich Emersons Verse:

*„Und der einsame Seemann segelt bei Nacht  
Staunend unter den Sternen hin.“*

In dieser glitzernden matten Helle sighteten wir etwa um vier Glas der ersten Wache unser drittes Atoll, Raraka. Die flache Linie des Eilands schmiegte sich schnurgerade an den Horizont, so daß ich zuerst an einen Treidelpfad erinnert wurde und mir die ganze Sache vorkam, als schleppe man uns einen regulierten und schiffbaren Strom hinauf. Wenige Augenblicke später tauchte ein roter Stern auf, ungefähr in der Höhe eines Gefahrensignals und auch ebenso hell, und damit wandelte sich mein Gleichnis: wir schienen nun an der Böschung einer Eisenbahn entlangzugleiten, und instinktiv begann das Auge nach den Telegraphenstangen zu suchen und das Ohr auf das Nahen eines Zuges zu warten. Hier und dort, aber nur ganz selten, zerrissen undeutlich sichtbare Baumwipfel die flache Ebene. Und der Schall der Brandung begleitete uns, bald mit einem schläfrigen Dröhnen, bald mit einem drohenden Aufbrüllen.

Die Insel erstreckte sich in nahezu westöstlicher Richtung und versperrte uns den Weg nach Fakarava. Wir mußten daher dicht an der Küste entlang-

segeln, bis wir das westliche Ende erreichten, wo wir dann durch einen acht Meilen breiten Kanal zwischen Raraka und der Nachbarinsel Kaehi südwärts hindurchfahren konnten. Wir hatten freien Wind, eine leichte Brise; aber Wolken von tintiger Schwärze begannen am Himmel aufzuziehen, und zuzeiten blitzte es ohne Donner. Irgend etwas, ich weiß nicht was, trieb uns beständig gegen die Insel hin. Wir hielten mehr und mehr nach Norden ab, und man hätte glauben können, die Küste kopiere unser Manöver und überhole uns. Ein- oder zweimal lag wieder Raraka vor unserm Bug — wieder wurde nach Seemannsart der gänzlich unschuldige Steuermann beschimpft — und wieder drehte die „Casco“ ab. Hätte man mich aufgefordert, nach meiner damaligen Erfahrung die Gestalt dieser Insel aufzuzeichnen, so hätte ich eine Reihe von bogenfensterähnlichen Vorsprüngen skizziert, deren jeder den andern nach Norden zu überwölbte und die Richtung des Landes von Südosten nach Nordwesten gepeilt. Aber siehe da, auf der Karte lag es in schnurgerader Linie fast genau in westöstlicher Richtung.

Eben erst hatten wir unser Manöver wiederholt und abgedreht — erst vor fünf Minuten war die Eisenbahnböschung den Blicken entschwunden und die Brandung außer Hörweite verklungen — als ich von neuem Land erspähte, nicht nur auf der Luvseite, sondern direkt vor unserem Bug. Ich spielte die Rolle des vorsichtigen Binnenländers und hielt bis zuletzt den Mund; und bald darauf bemerkten es meine Matrosen selber.

„Land in Sicht!“ sagte der Steuermann.

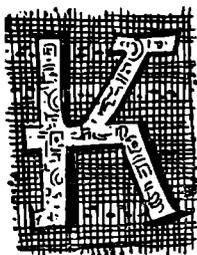
„Bei Gott, 's ist Kaehi!“ rief der Maat.

Und so war es. Und damit begannen mir die Kartographen leid zu tun. Wir legten kaum dreieinhalb Knoten pro Stunde zurück, und diese Leute wollten mir einreden, daß wir innerhalb von fünf Minuten eine Insel aus den Augen verloren, acht Meilen offenes Fahrwasser durchsegelt hätten und fast gegen die nächste Insel angerannt wären. Aber mein Kapitän tat sich selber am meisten leid, daß er in solch einem Labyrinth umhergondeln mußte; er drehte die „Casco“ bei, sorgsam lotend, setzte sich auf die Heckreling und wartete ab bis zum nächsten Morgen. Er hatte genug von den Nächten in den Paumotus.

Bei Tagesanbruch am Neunten begannen wir Kaehi zu umsegeln und fanden nun Gelegenheit, die Geographie des Atolls aus nächster Nähe zu betrachten. An manchen Stellen ragte die entferntere Seite höher empor; an manchen Stellen tauchte das nahe Ufer völlig unter Wasser und öffnete eine breite Straße in die Lagune; an manchen Stellen wieder senkten sich gleichmäßig beide Ränder, und wir konnten direkt durch den zerrissenen Ring bis an den südlichen Horizont hinüberschauen. Man stelle sich in ungeheurem Maßstab den schwimmenden Reifen des Entenjägers vor, der mit grünem Schilf umwickelt ist, um des Jägers Kopf zu verstecken — Wasser drinnen, Wasser draußen —, und man hat das Bild des durchgebildeten Atolls. Man stelle sich so einen Reifen vor, dem ein Teil seines Schilfkranzes entrissen

wurde, und man hat das Atoll von Kauehi. Und was das Aussehen der Küsten in der Nähe anlangt, so denke man sich die Spur einer alten römischen Heerstraße, die über einen nassen Morast führt, hier gänzlich versinkt und dort wieder auftaucht, von grünen Pflanzenbüscheln gekrönt; nur daß an Stelle des stagnierenden Sumpfwassers hier der lebendige Ozean bald gegen die schwache Barriere schäumend anläuft, bald sie völlig unter sich begräbt. Der Eindruck, den wir im Dunkel der vergangenen Nacht empfangen hatten, wurde so bei Tag bestätigt und nicht korrigiert. Wir segelten in der Tat neben einer Chaussee des Meeres, einem Werk der Natur, doch nicht größer als manches Werk von Menschenhand.

Die Insel war unbewohnt; nichts als grünes Buschwerk und weißer Sand, in unendlich blaues Wasser gebettet; selbst die Kokospalmen waren spärlich, abgleich ein paar von ihnen die helle Farbenharmonie durch ihre goldgelben Fächer vervollständigten. Lange Zeit zeigte sich außer dem Pflanzenwuchs kein Zeichen von Leben, lange Zeit hörte man keinen andern Laut als das ständige Grollen der Brandung. Schweigend und verlassen glitten diese schönen Ufer vorbei und versanken im Wasser und stiegen wieder auf, mit Klumpen grünen Dickichts besteckt. Und dann erschienen ein oder zwei Vögel, kreisend und schreiend, rasch verstärkte sich ihre Zahl, und bald darauf, als wir in die Höhe blickten, sahen wir ein ungeheures Gewirr flatternder Flügel. An dieser Stelle lag die ringförmige Insel zum größten Teil ganz unter Wasser und trug nur hier und dort auf ihrer überfluteten Basis ein kleines bewaldetes Eiland. Über einem dieser Eilande schwebten die Vögel und schwirten in unglaublich dichten Scharen durcheinander wie Mücken oder schwärmende Bienen; die Masse blitzte weiß und schwarz und zitterte und wogte, und das Geschrei der Tiere übertönte die Stimme der Brandung mit einem schrillen, rasselnden Gekrächz. Wenn man irgendein Tal des Festlandes betritt, verkündet ein fast ähnlicher Lärm die Nähe einer Mühle und eines schäumenden Flusses. Einige versprengte Vorposten flogen uns, wie ich sagte, schon von weitem entgegen; ein paar kreisten noch über unserem Schiff, als wir davonsegelten. Das Geschrei starb dahin, das letzte Flügelpaar blieb hinter uns zurück, und wieder fluteten die niedrigen Ufer Kauehis schweigend wie ein Bild an unseren Augen vorüber. Und damals glaubte ich, daß die Vögel wie Ameisen oder Menschenbürger dort an der Stelle, wo wir sie sahen, in einer Gemeinschaft zusammen lebten. Seither hat man mir erzählt (ich weiß nicht, ob es stimmt), daß die ganze Insel oder ein großer Teil von ihr gleichmäßig bevölkert ist, und daß diese Überflutung des einzelnen Flecks nur besagte, eine Bootsladung von Eiersammlern sei von einer der benachbarten und bewohnten Atolle angelangt. So daß hier bei Kauehi wie am Tage zuvor bei Taiaro die „Casco“ unter dem Kreuzfeuer ungeahnter Augen dahinsegelte. Und eines ist zweifellos sicher: selbst auf diesen schmalen Bändern Landes könnte eine ganze Armee verborgen liegen, ohne daß der vorüberfahrende Seemann ihre Gegenwart erraten würde.



## Fakarava

### Ein Atoll, aus der Nähe betrachtet

kurz vor zwölf glitten wir an der Küste unseres Bestimmungsortes Fakarava entlang. Die Brise war leicht, das Meer nahezu glatt, obgleich uns ständig ein unablässiges Gemurmel vom Strande her begleitete, wie das Geräusch eines fernen Zuges. Die Insel hatte eine ungeheure Länge, die eingeschlossene Lagune mißt dreißig zu zehn bis zwölf Meilen und der Korallenschleppweg, den sie als Land bezeichnen, ungefähr achtzig bis neunzig Meilen in der Länge und eine Achtelmeile in der Breite. Der Teil, an dem wir entlangsegelten, ragte im ganzen über den Meeresspiegel empor; das Unterholz leuchtete in prachtvollem Grün, der krönende Wald von Kokosbäumen zeigte keinerlei Lücken — ein Beweis, obgleich ich das damals nicht wußte, für den Eingriff des Menschen; denn abermals und wieder ganz ahnungslos befanden wir uns in Rufweite von Mitmenschen, und dieser leere Strand lag nur einen Pistolenschuß von der Hauptstadt des Archipels entfernt. Aber das Leben auf einem Atoll spielt sich gänzlich an den Ufern der Lagune ab. Dort liegen die Dörfer, dort lavieren die Kanus, dort ruhen sie auf dem Sande; und der Strand des Ozeans ist ein verfluchter und gemiedener Ort, die passende Szenerie nur für Zauberei und Schiffbruch und in den abergläubischen Vorstellungen der Eingeborenen der Tummelplatz mörderischer Gespenster.

Nach kurzer Zeit gewahrten wir eine Bresche in der flachen Barriere; die Wälder hörten auf, eine glitzernde Landzunge ragte ins Meer und verkündete durch eine smaragdgrüne Untiefe den Beginn der Einfahrt. Als wir uns näherten, prallten uns leichte Wellen entgegen — denn dort hat das Lagunenmeer seinen Ursprung und sein Ende, und dort im Rachen der Durchfahrt ringt es vergeblich mit der majestätischeren Dünung des Pazifik. Die „Casco“ verspürte kaum den Stoß; aber es gibt Zeiten und Umstände, da diese Hafeneinfahrten umschlossener Becken schwere Fluten ausspeien, die selbst große Schiffe verschlagen, entmasten und begraben. Denn man bedenke, daß die Lagune gleichsam versiegelt ist bis auf den einen Punkt, und dieser besitzt kaum schiffbare Breite; man stelle sich vor, wie die Flut und der Wind im Verlaufe vieler Stunden in jener Korallenhürde einen Überschuß an Wasser anhäufen, und dann wechselt die Flut und der Wind flaut ab. Die geöffnete Schleuse eines großen Staubeckens in unserer Heimat wird ein Bild von diesem undämmbaren Schwallen geben.

Kaum lenkte unser Bug in die Einfahrt, als alle Köpfe sich über die Reling bogen. Denn das Wasser, das an unseren Bordwänden immer seichter ver-

ebbte, verwandelte sich plötzlich in die erstaunlichsten blauen und grauen Farben; und in seiner durchsichtigen Tiefe blühte die vielverzweigte Koralle, und die Fische der Binnenlagune, gefleckt und gestreift und mit Schnäbeln wie Papageien, schossen deutlich sichtbar hin und her. Ich habe in meinem Leben schon für viele Kuriositäten Eintrittsgeld bezahlt, nichts aber war je so seltsam, wie dieser erste Blick über die Schiffsreling in der Lagune von Fakarava. Aber der Leser möge sich nicht in trügerischen Hoffnungen wiegen. Ich habe seither ungefähr ein Dutzend Atolle in verschiedenen Teilen des Pazifik besucht, und dieses Erlebnis wiederholte sich nie wieder. Nie wieder entzückten mich die wunderbaren Farben und diese Durchsichtigkeit des submarinen Tageslichts und diese Schwärme von Regenbogenfischen.

Bevor wir noch unsere Blicke von diesem fesselnden Schauspiel losreißen konnten, war der Schoner bereits zwischen den Molenköpfen des Riffs hindurchgeschlüpft und segelte auf dem Binnenmeer. Die Ufer ringsum ragen so wenig über den Wasserspiegel und die Lagune selbst ist so groß, daß sie sich an den meisten Stellen ohne Unterbrechung bis an den Horizont auszudehnen scheint. Hier und da, wo das Riff, gleich einem Siegelring am Finger, ein kleines Eiland trägt, zeigte sich ein dünner Strich von Palmen; hier und da zog sich die grüne Mauer des Waldes meilenweit dahin, und an Backbord unter dem höchsten Baumgehölz schimmerten weiß einige Häuser — Rotoava, die Hauptniederlassung auf den Paumotus. Mit drei Gängen lavierten wir dorthin und warfen dicht vor dem Ufer Anker, in dem ersten glatten Wasser, das wir seit unserer Ausreise von San Franzisko antrafen — fünf Faden tief, und dabei konnte man den ganzen Tag über die Reling weg das schwindende Tau, die Korallenbänke und die vielfarbigen Fische betrachten.

Fakarava wurde lediglich aus nautischen Gründen zum Verwaltungssitz erwählt. Es liegt nicht im Mittelpunkt der Gruppe, seine Ertragnisse sind sogar für eine niedrige Insel sehr ärmlich, die Einwohner weder zahlreich noch — für die Bevölkerung einer niedrigen Insel — fleißig. Aber die Lagune besitzt zwei gute Einfahrten, eine leewärts, die andere in Luv, so daß man bei jedem Winde aus- und einsegeln kann, und dieser Vorzug gab für die Regierung einer völlig zerrissenen Inselgruppe den Ausschlag. Ein Pier aus Korallen, Landungstreppe, ein Hafenlicht an einer langen Stange und zwei geräumige Regierungsbungalows hinter einem hübschen Zaun verleihen dem nördlichen Viertel von Rotoava einen sehr bedeutenden Anstrich. Diesen verstärkt noch einerseits das leere Gefängnis, andererseits das Gendarmeriegebäude, letzteres überklebt mit Anschlägen in tahitischer Sprache, mit agrargesetzlichen Kundmachungen aus Papeete und mit republikanischen Proklamationen aus Paris, unterzeichnet (ein wenig veraltet) mit „Jules Grévy, Perihidente“. Am anderen Ende begrenzt eine katholische Kapelle mit einem Glockenturm die Stadt, und dazwischen, auf dem glatten Boden weißen Korallensandes, und unter dem luftigen Baldachin der Kokospalmen liegen unregelmäßig verstreut die Häuser der Eingeborenen, bald dicht an der



Lagune, der Brise wegen, bald rückwärts tief unter den Palmen, um des kühlenden Schattens willen.

Keine Seele war zu sehen. Ohne das Donnern der Brandung an der Meereseite hätte man glauben können, man müßte in dieser Hauptstadt eine Stecknadel zu Boden fallen hören. Es lag etwas Erregendes in dem unerwarteten Schweigen, noch erregender aber wirkte dieses unerwartete Geräusch. Hier vor uns dehnte sich bis an den Horizont ein Meer und kräuselte sich wie ein Binnengewässer; und siehe da, dicht hinter unserem Rücken stürmte ein zweites Meer mit hartnäckiger Wut gegen die andere Seite des Walles, auf dem wir standen. Des Nachts wurde die Laterne hochgezogen und beleuchtete eine leere Mole. In einem Hause sahen wir Lichter und hörten Stimmen; dort saß, wie man mir erzählte, die Bevölkerung beim Kartenspiel. Tief aus der Dunkelheit des Palmenhaines hervor schimmerte die Glut und duftete der aromatische Rauch von Kokosnußhülsen, Überbleibsel des abendlichen Kochfeuers. Grillen zirpten; irgend etwas Schrilles piff in einem Büschel Seegras, und die Moskitos summten und stachen. In dieser Nacht zeigte sich keinerlei andere Spur von Menschen, Vögeln und Insekten auf der Insel. Der Mond, nun schon drei Tage alt und doch erst eine silberne Sichel, auf einer immer noch sichtbaren Scheibe, schimmerte durch den Palmenbaldachin mit starken und zerrissenen Lichtern. Die Gassen, die wir durchschritten, waren geglättet und von Unkraut gereinigt wie ein Boulevard; hier und dort standen Pflanzen im Freien, hier und dort drängten sich in den Schatten dunkle Hütten, einige mit Veranden umgeben. Ein öffentlicher Park bei Nacht, ein üppiger und vornehmer Badeort in der Nachsaison bieten ganz ähnliche Bilder und Ausblicke. Und unablässig plätscherte auf der einen Seite das Binnenmeer, und unablässig grollte auf der andern die tiefe See durch die Nacht. Aber vor allem an Bord, in den frühen Morgenstunden, wenn ich lieber hätte schlafen sollen, da packte mich der Zauber Fakaravas am stärksten. Der Mond war untergegangen. Die Hafenerlaterne und zwei der größeren Planeten malten vielfarbige Zitterspuren auf die Lagune. Vom Ufer her übertönte von Zeit zu Zeit der fröhliche Wachschi der Hähne den Orgelklang der Brandung. Und der Gedanke an diese entvölkerte Hauptstadt, an diesen langgezogenen Faden ringförmigen Insellandes mit seinem Kamm von Kokospalmen und seinem Saum von Sturzwellen, und an dieses ruhige Binnenmeer, das sich vor mir ausstreckte und bis an die Sterne reichte, ging mir stundenlang durch den Kopf und entzückte mich.

Solange ich auf dieser Insel weilte, blieben diese Gedanken unverändert. Mit einem immer gleich frischen Gefühl für meine Umgebung legte ich mich zum Schlafen nieder, erhob ich mich des Morgens. Ich wurde nicht müde, mir das Bild jener schmalen Chaussee vor Augen zu rufen, auf der ich jetzt wohnte, und die zusammengerollt wie eine Schlange, den Schwanz im Maul, auf dem wütenden Ozean ruhte, und ich wurde nicht müde, von einem Ufer an das andere zu wandern — eine bloße Deckpromenade —, von der

schattigen, bewohnbaren Küste der Lagune zu der blendenden Wüste und den tosenden Sturzwellen des gegenüberliegenden Strandes. Das Gefühl der Unsicherheit auf einem so schmalen Landstreifen ist mehr als phantastisch. Orkane und Flutwellen fegen über diese ärmlichen Hindernisse weg; Okeanos erinnert sich seiner Stärke, und wo ehemals Häuser standen und Palmen blühten, dort schüttelt er wieder über der kahlen Koralle seinen weißen Bart. Fakarava selbst wurde oft in Mitleidenschaft gezogen; die Bäume hinter meinem Haus hatte man erst vor kurzem gepflanzt, und Anaa erholte sich eben erst von einem noch schwereren Schläge. Ich kannte jemand, der damals auf der Insel wohnte. Er erzählte mir, daß er mit zwei Schiffskapitänen an den Meeresstrand spaziert sei. Dort sahen sie eine Weile den anstürmenden Wagen zu, bis einer der Kapitäne plötzlich die Hand vor seine Augen schlug und laut ausrief, er könne diesen Anblick nicht länger ertragen. Das war am Nachmittag; in den ersten Stunden nach Mitternacht brach die See wie eine Sturzflut über die Insel herein; die Siedlung wurde bis auf die Kirche und das Pfarrhaus spurlos wegrasiert, und als der Tag zurückkehrte, sahen sich die Überlebenden hilflos an eine Barrikade von entwurzelten Kokosbäumen und Häusertrümmern geklammert.

Aber man denkt nicht einmal so sehr an die Gefahren. Die Menschen sind gegen Unbequemlichkeiten viel empfindlicher, und das Atoll bietet eine sehr unbequeme Heimstätte. Es gibt einige Atolle, wahrscheinlich sehr alte, auf denen sich ein tiefer Humusboden gebildet hat und die wertvollsten Fruchtbäume gedeihen. Ich bin einmal auf solch einer Insel voll Bewunderung und Erstaunen durch einen Wald ungeheurer Brotfruchtbäume spaziert, Bananen essend und über Taroknollen stolpernd. Das war auf dem Atoll Namorik in der Marshallgruppe, und ich entsinne mich keiner ähnlichen Erfahrung. Um den geraden Gegensatz dazu anzuführen, der weit mehr dem Durchschnitt entspricht, will ich den Boden und die Produkte Takaravas beschreiben. Die Oberfläche dieses schmalen Streifens besteht zum größten Teil aus bröckligem Korallenkalk, ähnlich vulkanischem Klinker und eine Qual für den nackten Fuß. Auf einigen Atollen, glaube ich, wenn auch nicht auf Fakarava, gibt er beim Anschlagen ein helles metallisches Klingen von sich. Ab und zu stößt man auf eine außerordentlich feine und weiße Sandbank, und diese Teile sind am wenigsten fruchtbar. Alle vorhandenen Pflanzen entspringen dem brüchigen Korallenkalk, wo sie mit jenem wunderbaren Grün gedeihen, das vom Meere her die Schönheit der Atolle ausmacht. Besonders die Kokospalme schwelgt in diesem harten Boden, streckt ihre Wurzeln in das brackige, klarfiltrierte Wasser hinab und wiegt ihr grünes Haupt im Winde mit allen Zeichen der Gesundheit und Freude. Und doch muß man sogar der Kokospalme im Beginn ihres Wachstums mit fremder Nahrung zu Hilfe kommen, und in vielen Gegenden des niedrigen Archipels werden mit jeder Nuß ein Stück Schiffszwieback und ein rostiger Nagel eingepflanzt. An Bedeutung kommt gleich nach der Kokospalme der Pandanus,

da er gleichfalls Nahrung liefert; und auch er hält sich brav. Überall wuchert ein grünes Gesträuch namens Miki; gelegentlich sieht man einen Purao, und es gibt auch verschiedene nutzlose Unkrautpflanzen. Nach Mr. Cuzent beträgt die ganze Zahl der Pflanzenarten auf einem Atoll wie Fakarava im besten Falle zwanzig. Kein Halmchen Gras, kein Brocken Humus zeigt sich hier, außer man hat ein oder zwei Säcke Erde importiert, um einen Garten vorzutäuschen, einen Garten, wie er in den Städten auf den Fensterbrettern blüht. Insekten gibt es zuweilen in dichter Fülle; eine Wolke von Moskitos oder, was noch viel schlimmer ist, ein Pestschwarm von Fliegen, der unser Essen schwärzte, hat uns zuweilen auf Apemama vom Tisch vertrieben; und selbst auf Fakarava waren die Moskitos eine Plage. Die Landkrabbe sieht man in ihr Loch krabbeln, und des Nachts belagern die Ratten die Häuser und künstlichen Gärten. Die Krabbe schmeckt gut; vermutlich auch die Ratte; ich habe es nicht versucht. Aus der Pandanusfrucht bereitet man auf den Gilbertinseln eine schmackhafte Süßspeise, wie man sie nach einem langen Diner ganz gerne kostet; als richtige Mahlzeit sagt sie mir nicht zu. Der Rest aller Nahrungsmittel läßt sich auf einem unfruchtbaren Eiland wie Fakarava in dem Lieblingsswitz des Archipels zusammenfassen: Kokosnußbeefsteak. Grüne Kokosnuß, reife Kokosnuß, keimende Kokosnuß, Kokosnuß zum Essen und Kokosnuß zum Trinken, rohe Kokosnuß und gekochte, heiße und kalte Kokosnuß — so sieht der Speisezettel aus. Und einige der Vorspeisen sind zweifellos sehr schmackhaft. Die gekeimte Nuß, in der Schale gekocht und mit einem Löffel gegessen, gibt einen guten Pudding; Kokosnußmilch — der ausgepresste Saft der reifen Nuß, nicht das Wasser der unreifen — paßt gut in den Kaffee und ist in der ganzen Südsee ein wertvolles Hilfsmittel der Kochkunst; und Kokosnußsalat, wenn man Millionär ist und sich zum Dessert den Wert eines ganzen Kornfeldes leisten kann, stellt ein Gericht dar, dessen man sich mit Liebe erinnert. Aber alles in allem bleibt es doch immer dasselbe, und die Israeliten der Niedrigen Inseln murren über ihr Manna.

Der Leser könnte denken, ich hätte das Meer vergessen. Freilich wimmeln die beiden Ufer von Lebewesen und sind seltsam voneinander verschieden. In der Lagune ebbt das seichte Wasser langsam über einen Boden feinen feuchten Sandes, übertupft mit Klumpen lebendiger Korallen. Dann kommt ein Streifen Flutstrand, an den die Kräuselwellen plätschern. Auf den Korallenbänken wächst in Fülle die große Weihwassermuschel (*Tridacna*). Ein wenig tiefer liegen die Bänke der Perlauster, und dort segeln die leuchtenden Fische, die uns bei unserer Einfahrt entzückten und alle mehr oder weniger kräftig gefärbt sind. Die Muscheln aber erschienen weiß wie Kalk oder sanft rosafarbig getönt, in denkbar blassestem Schimmer; viele von ihnen sind tot und werden von den Wellen hin- und hergerollt. Am Meeresufer, auf den Hügeln des steilen Strandes, über die ganze Breite des Riffs bis an die tosende Brandung, in jeder Spalte, unter jedem verstreuten Brocken Korallengesteins entwickelt eine ungläubliche Fülle von meerbewohnenden Lebe-

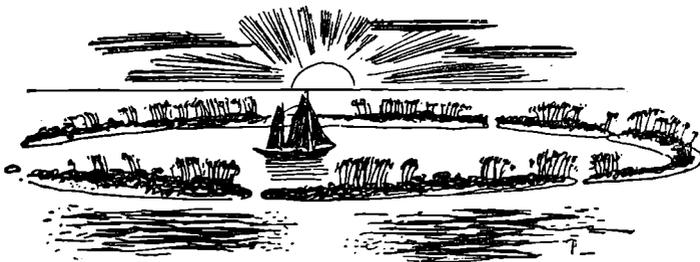
wesen die wunderbarste Vielfalt und Leuchtkraft ihrer Farben. Das Riff selber besitzt keine Farbtonung, die nicht von irgendeiner Muschel nachgeahmt würde. Purpun und rot und weiß und grün und gelb, getupft und gestreift und marmoriert, tragen die lebenden Muscheln in allen erdenklichen Zusammenstellungen die Livree des toten Riffs — falls das Riff tot ist —, so daß das Auge beständig in Verwirrung gerät und der Sammler sich beständig irrt. Ich habe Muscheln mit Steinen verwechselt und Steine mit Muscheln, das eine ebensooft wie das andere. Die vorherrschende Färbung der Koralle ist ein kleines rotes Fleckenmuster, und man gewahrt mit Erstaunen, wie viele Muschelarten diese Mode angenommen und die Verkleidung der roten Tupfen angelegt haben. Eine Muschel, die ich auf den Marquesas zahlreich angetroffen hatte, fand ich auch hier — in allen Eigenschaften unverändert, nur daß sie die roten Flecke trug. Eine muntere kleine Krabbe zeigte auf ihrem Rücken dieselbe Zeichnung. Der Fall des Einsiedler- oder Taschenkrebse ist noch beweiskräftiger, da er bewußter Wahl entspringt. Dieser freche kleine Strandräuber, Kehrlichtfeger und Usurpator hat den Wert eines gefleckten Hauses erkannt; so sucht er sich die kleinste Muschelschale aus, wenn sie nur die richtige Farbe hat, zwingt sich in den Winkel eines zerbrochenen Gewindes und wandert halbnackt durch die Welt; aber nie sah ich ihn mit dieser unvollkommenen Rüstung bekleidet, ohne daß sie jene roten Flecken aufwies.

Etwa zweihundert Meter entfernt liegt der Lagunenstrand. Man sammle die Muscheln an beiden Ufern, lege sie nebeneinander, und man würde glauben, sie stammten aus verschiedenen Hemisphären. Die einen so blaß, die andern so schimmernd, die einen vorwiegend weiß, die andern von dutzenderlei Farben und mit den scharlachroten Flecken behaftet wie mit einer Krankheit. Das erscheint um so seltsamer, da die Einsiedlerkrebse über die ganze Insel hin- und herwandern, ich habe sie neben dem Gouvernementsbrunnen getroffen, der ungefähr in der Mitte liegt, wie sie nach beiden Seiten marschierten. Zweifellos sind viele der Muscheln in der Lagune tot. Warum aber? Zweifellos haben die lebenden Muscheln einen ganz anderen Hintergrund zur Imitation. Warum sind sie aber so verschieden? Wir stehen erst auf der Schwelle dieser Geheimnisse.

Beide Ufer wimmeln, wie gesagt, von Lebewesen. An der Meeresseite und auf gewissen Atollen wirkt dieses wuchernde Leben sogar widerwärtig. Das Gestein unter den Füßen ist unterminiert. Ich habe — besonders in Funafuti und Arorai — große Brocken alten verwitterten Felsgesteins losgebrochen, das unter meinen Schlägen wie Eisen tönte, und die Bruchstelle wimmelte von hängenden Würmern, so lang wie meine Hand und so dick wie ein Kinderfinger, rosigweiß gefärbt und zu dritt oder viert auf den Quadrat Zoll zusammengedrängt. Selbst in der Lagune, wo gewisse Schalentiere scheinbar zugrunde gehen, gedeihen andere wieder vortrefflich und bilden den Reichtum dieser Inseln. Auch Fische gibt es in Hülle und Fülle; die Lagune ist ein abgeschlossener Fischteich, wie er die Phantasie eines Abtes entzücken würde;

Haie durchschwärmen das Wasser, besonders an den Einfahrten, um an diesem Überfluß zu zehren, und man könnte glauben, der Mensch brauche lediglich seine Angel auszuwerfen. Aber leider verhält es sich anders. Viele von diesen bunten Fischen, die in Horden um die „Casco“ bei ihrer Einfahrt umherschwammen, trugen giftige Stacheln, und andere wieder wirkten giftig, wenn man sie verzehrte. Der Fremde muß sich zurückhalten oder eine schmerzliche oder gefährliche Erkrankung riskieren. Der Eingeborene ist auf seiner Heimatinsel ein sicherer Führer; verpflanze ihn auf die Nachbarinsel, und er wird hilflos sein wie du selber. Denn es kommt ganz auf den Ort und die Zeit an. Ein in der Lagune gefangener Fisch kann tödlich wirken; derselbe Fisch, am selben Tage im offenen Meer lediglich wenige hundert Meter außerhalb der Einfahrt gefangen, wird eine schmackhafte und gesunde Nahrung bieten. Auf einer benachbarten Insel verhält sich die Sache möglicherweise umgekehrt, und vielleicht vierzehn Tage später wird man sie unbekümmert essen können, gleichgültig, wo sie gefangen wurden. Nach Ansicht der Eingeborenen werden diese wirren Veränderungen durch die Bewegung der Himmelskörper regiert. Der schöne Planet Venus spielt eine große Rolle in allen insulanischen Märgen und Gebräuchen; unter anderen Funktionen, die zum Teil größere Scheu einflößen, reguliert er auch die Zeiten guter Fische. Trat Venus in diese Phase, so waren gewisse Fische in der Lagune giftig; trat sie in eine andere, so wurde derselbe Fisch völlig ungefährlich und ein geschätztes Nahrungsmittel. Die Weißen erklären diese Veränderungen durch die Wachstumsphasen der Koralle.

Der Gedanke an diesen gefährlichen ringförmigen Pfad im Meere erhält so noch den letzten Anstrich des Grauenhaften durch das Bewußtsein, daß selbst die kleinen Reste festen Landes nicht aus ehrlichen Felsen bestehen, sondern aus organischer Substanz, teils lebendig, teils verfaulend; daß selbst die klare See und die leuchtenden Fische im Wasser verpestet sind, der härteste Steinblock durchwühlt von Würmern, das leichteste Staubkorn giftig wie eine Apothekerdroge.



Es ist eine weitverbreitete Unsitte der Verfasser von Reiseberichten, die Gebräuche fremder Völker mit einem Unterton von Mißbilligung zu beschreiben. Zwischen jeder Zeile liest man: so primitiv leben die Eingeborenen, und so herrlich weit haben wir es gebracht. Stevenson, London und Conrad sind frei von diesen Rassen-Vorurteilen — das macht auch ein gut Teil ihrer Beliebtheit aus.

Wir haben wirklich keine Veranlassung zur Überheblichkeit. So wie uns manches im Leben der primitiven Völker merkwürdig erscheint, so müssen dem Naturmenschen viele unserer Sitten und Gebräuche komisch und lächerlich vorkommen.

Vor Jahren erschien ein Buch, worin humoristisch beschrieben wurde, welchen Eindruck die Begleiterscheinungen der Zivilisation auf den Südsee-Insulaner machen. Ein Südsee-Insulaner berichtet seinen Stammesgenossen von dem merkwürdigen Schwanenhals, den sich die Papalagis (die Europäer) zurechtmachen, in dem sie sich hohe weiße Kalkwände (Stehkragen) unter dem Kopf festbinden, oder daß die Mamalagis (die Europäerinnen) ihre Füße in kunstvoll gebaute Marterwerkzeuge einspannen, um schöner und größer zu erscheinen. Die Liste dieser „komischen“ Eigenheiten ließe sich ins Unendliche fortsetzen, ohne auf das wirklich Lächerliche, den militaristischen Rummel, die albernen Bräuche der Korpsstudenten usw. zurückgreifen zu müssen.

Gerade haben wir es bei uns selbst erlebt, wohin die Rassenüberheblichkeit führt. Aber auch ihre gemäßigte Form, die sogenannte koloniale Einstellung den Eingeborenen gegenüber, ist unberechtigt. Nicht auf die anderen herunterblicken, sondern ihnen helfen, sich alles anzueignen, was ihnen noch fehlt, das ist der richtige Standpunkt!

In Afrika, Amerika, Asien, Australien, überall sehen wir die verheerenden Folgen des Rassedünkels, der Ausbeutung und Unterdrückung der Eingeborenen. Ganze Völker sind ausgerottet worden. Millionen von Negern sind, als die Indianer nahezu ausgestorben waren, nach Amerika in die Sklaverei verkauft worden.

Es gibt auch heute nur einige Nationen auf der Welt, die völlig frei von Rassenüberheblichkeit sind. Ihren Bemühungen ist es gelungen, den weniger zivilisierten Stämmen und Völkern die wirklichen Segnungen der Zivilisation zu bringen. Ich betone diese „wirklichen Segnungen“ so nachdrücklich, weil man in früherer Zeit oft im Zusammenhang mit Kolonialpolitik ironisch von den Segnungen der Zivilisation sprach. Damit meinte man Alkohol, Rauschgifte, Seuchen und all das, was dazu beigetragen hat, die Eingeborenen nach Besitzergreifung ihrer Länder durch die weißen Herren auszurotten.

Eine der wenigen Nationen, denen hier erstaunliche Erfolge beschieden waren, sind die Russen. Zu den UdSSR gehören einige jetzt autonome Staaten, in denen zur Zarenzeit noch Nomadenstämme hausten. Ihnen zu helfen, unter Überspringung mehrerer Entwicklungsstufen selbständige Kulturstaaen innerhalb eines hochentwickelten Staatenbundes zu werden, das ist eine große Tat für den Fortschritt der Menschheit.

# W O R T E R K L Ä R U N G E N

- Agnoszieren** (lateinisch): wiedererkennen. Die Reisenden haben in den Geschenken die Dinge wiedererkannt, die ihnen zuvor zum Kauf angeboten waren.
- afresco** (italienisch): wörtlich „luftige Frische“. Die Bewohner haben sich eine luftige Wohnterrasse gebaut.
- Ankerdavit** (englisch): Kran zum Herablassen des Schiffsankers.
- Atoll** (malaiisch): ringförmige Insel aus Korallen, die in der Mitte einen See, die Lagune, umschließt.
- Backbord**: die linke Schiffsseite in Fahrtrichtung, wenn man vom hinteren Ende des Schiffes nach vorn sieht.
- Bai** (englisch): Meeresbucht, an deren windgeschütztem Wasser meistens die Landplätze liegen.
- Barriere** (französisch): Schranke. Hier der Landring, welcher die Lagune von dem äußeren Meere trennt.
- Besteckrechnung**: die Standortbestimmung eines Schiffes mittels besonderer Geräte, dem „nautischen Besteck“.
- Boulevard** (franz.), nach dem deutschen Wort „Bollwerk“: Haupt- und Prachtsiraße.
- Bö**: harter, häufig mit Regen verbundener Windstoß.
- Bugspit**: über die vordere Spitze, den „Bug“ hinausragende Stange, an welcher die vorderen Segel befestigt sind.
- Bungalow** (englisch): einzelstehendes leichtes Haus der Europäer in den südlichen Kolonien.
- Cochon sauvage** (französisch): Wildschwein. Der Europäer war so unhöflich, den Eingeborenen zu beschimpfen.
- Cocotier** (französisch): die Kokosnußpalme.
- Cook**: englisches Reisebüro, das Weltreisen zusammenstellt.
- Dandy** (englisch): übertrieben nach der Mode gekleideter vornehmer Nichtsluer.
- Episode** (französisch): abgeschlossenes, vorübergehendes Erlebnis.
- Farce** (französisch): Sinnlosigkeit. Gemeint ist hier eine völlig zwecklose Handlung.
- gälisch**: keltische Mundart in Irland, heute im Aussterben.
- Gentlemen** (engl.): ein Mensch von guter Lebensart und angenehmen Umgangsformen!
- Hemisphäre** (griech.): eine Hälfte der Erdkugel.
- Himalaya**: höchstes Gebirge der Erde (Mount Everest 8882 m hoch), liegt in Asien.
- Ici pas de Kanakes** (französisch): hier gibt es keine Kanaken . . .
- imitation** (lat.): Nachahmung. Hier ist gemeint: Anpassung an die Färbung der Umgebung.
- Jalousie** (französisch): Fensterladen aus verstellbaren Holzleisten, zwischen denen man seine Mitmenschen beobachten kann.
- Kanake**: Sammelname für alle Bewohner der Südseeinseln.
- Kanu** (indianisch): Bootsform der Eingeborenen. Es ist meist leicht gebaut und für wenige Insassen bestimmt.
- Kartograph** (griechisch): Zeichner für geographische See- und Landkarten.
- Kuriosität** (lateinisch): Merkwürdigkeit, seltsames Ding.
- Labyrinth** (griechisch): Irrgarten, Bau- oder Gartenanlage mit verschlungenen Gängen, deren Ausgang schwer zu finden ist.
- Lagune** (italienisch): flache See in unmittelbarer Nähe des Meeres, mit dem er in Verbindung steht (siehe Atoll).
- lavieren** (niederl.): Seglerausdruck, kreuzen.
- Lee**: die Richtung, in welcher der Wind weht.
- Livree** (französisch): in früheren Zeiten uniformähnliche Dienerbekleidung.
- Luv**: die Richtung, aus welcher der Wind weht.
- Marquesas**: 11 bis 12 Inseln der polynesischen Inselgruppe im Großen Ozean. Sie wurden 1595 von dem Spanier Marquesas de Mendoza entdeckt und stehen heute unter französischer Herrschaft.
- Maya**: gemeint ist hier eine Handvoll farbigen Sandes.
- nautisch** (lateinisch): schiffahrtstechnisch.
- New-York**: New York. Die Insulaner können das amerikanische Wort „New York“ offenbar nicht richtig aussprechen.
- Oahu**: Insel der Hawaigruppe im Stillen Ozean.
- Okeanos** (griechisch): der Gott der Meere.
- Orkan**: schwerer Sturm.
- Parallelogramm** (griechisch): geometrische Figur, ein Viereck, bei dem die gegenüberliegenden Seiten gleichlaufen.
- Passat**: regelmäßig aus östlicher Richtung wehender Wind in den tropischen Meeren.
- Paumotu**: die Atollinselgruppe, zu der Fakarava gehört.
- Perikidente**: gemeint ist Präsident.
- Pläsent** (franz.): gemeint ist Präsent, Geschenk.
- Pier** (engl.): Hafendamm, Anlegestelle für Schiffe.
- Polynesien**: zwischen Ostasien und Australien gelegene Inselgruppe im Stillen Ozean; dazu gehören die Marquesasinseln.
- prähistorisch**: vorgeschichtlich. Hier ist die Stille gemeint, die vor dem Erscheinen der Tiere und Menschen über der Erde lag.
- Proklamation** (lateinisch): Bekanntmachung, besonders politischen Inhalts.
- que le jour me dure** (französisch): „daß der Tag doch ewig währe!“
- Reling**: die hölzerne oder eiserne Brüstung um das Deck des Schiffes.
- rotieren** (französisch): sich im Kreise drehen.
- Safran**: gelbrotes Gewürz aus den getrockneten Narben der Safranblüte, einer Krokusart, bestehend.
- Sahara**: größte Wüstenfläche der Erde, liegt in Nordafrika.
- Sir** (englisch): Herr, Anrede im Gespräch.
- stagnierend** (lat.): abflußlos, zurückgestaut.
- Taro**: südasianische Pflanze mit kopfgroßen eßbaren Knollen. In der Südsee Ersatz für Kartoffeln.
- tenez** (französisch): „sieh hier . . .“
- Usurpator** (lateinisch): Thronräuber, einer, der sich unberechtigt zum Herrn eines Landes aufschwingt.

# E I N G U T E S B U C H

könnt ihr zwei-, dreimal lesen, und jedesmal werdet ihr darin neue Tiefen und Feinheiten dichterischen Geistes entdecken. Wie man einen Menschen erst nach längerer Bekanntschaft in seinen Anschauungen, Gedanken und seinem Wesen ganz erfaßt, so geht uns der Sinn eines Dichtwerkes mit allen seinen Nebengedanken auch erst schrittweise und nach öfterem Lesen auf. Und darin liegt auch der Vorzug des guten Buches: Es bereichert und schenkt uns immer wieder Freude, wenn wir es nach längerer Zeit noch einmal lesen. Große Geister versenken die Kraft ihrer Gedanken so vielgestaltig in ihr Werk, daß wir es mit einem Male in seiner ganzen Fülle nicht fassen können. Solche Schöpfungen großer Meister der Dichtkunst, die besten der Weltliteratur, enthält die

## SERIE H „AUS GUTEN BÜCHERN“

der VOLK UND WISSEN SAMMELBUCHEREI. Erschienen sind:

- Der Untertan** . . . . . H. Mann  
**Die Kolchis** . . . . . K. Paustowski  
**Die Uhr** . . . . . I. Turgenjew  
**Mein Onkel Benjamin** . . . . . C. Tillier  
**Tom Sawyer, der Seeräuber** . . . . . Mark Twain  
**Pankraz, der Schmoller** . . . . . G. Keller  
**Bergkristall** . . . . . A. Stifter  
**Das Flaschenteufelchen** . . . . . R. L. Stevenson  
**Eine Nacht im Jägerhause** . . . . . F. Hebbel  
**Tom Sawyer, der Schatzgräber** . . . . . Mark Twain

DIE GRUPPE I UMFASST FOLGENDE SERIEN:

- A SEHEN — BILDEN — WERKEN
- B MÄRCHEN, SAGEN u. GESCHICHTEN
- C FAHRTEN UND ABENTEUER
- D MENSCHEN UND TIERE
- E SINGEN, HÖREN, MUSIZIEREN
- F IM DIENSTE DER MENSCHHEIT
- G LÄNDER, MEERE UND GESTIRNE**

H AUS GUTEN BÜCHERN

I UNSERE SCHULE

K LEBENSCHICKSALE

L BILDER UND BAUTEN

M AUSSPRACHE UND AUFBAU

N FÜR DIE GERECHTE SACHE

O DIE WELT DER ARBEIT

P DER VORHANG GEHT AUF

Q WELT- UND ZEITGESCHEHEN

R SPIEL, SPORT UND GESUNDHEIT

S WELTWEISHEIT

T UNSERE HEIMAT

U NOCH NICHT VERFÜGT

## Der guten Ordnung wegen . . .

Tragen die Bände der VOLK UND WISSEN SAMMELBUCHEREI auf ihren Rücken „Fluttermarken“. Die Fluttermarke hebt die Bandserie deutlich hervor, wie ihr es in dem schwarzen Kästchen mit dem weißen Seriennamen hierneben rechts erkennt. Innerhalb einer Serie erscheinen immer gleiche Fluttermarken in gleicher Höhe. Von Serie zu Serie springen sie treppenförmig nach unten. Das könnt ihr leicht nachprüfen, wenn ihr mit dem Daumen die Buchrücken im Regal entlangfahrt und sie dabei wie ein Kartenspiel durchblättert. Und wenn wirklich einmal ein Buch aus einer anderen Serie zwischengestellt wird, dann fällt euch die Unordnung an der Unregelmäßigkeit der Fluttermarken auf.

Überhaupt — mehr solcher Ordnungskniffe und -hilfen könnt ihr euch selber ausdenken. Wie zum Beispiel, den vorhergehenden Band auf den Kopf zu stellen, wenn ihr ein Buch ausleiht oder in den Schulranzen steckt. Erst wenn es zurückgestellt wird, wird das verkehrt stehende Buch wieder umgedreht. Solange war es Gedächtnishilfe. Oder ihr heftet für solche Fälle einen besonderen Zettel mit dem Titel des Bandes ans Bücherregal und der Notiz, wann und an wen es verliehen wurde. Seid immer auf Pflege und Ordnung der Bücher bedacht, damit sie euch lange begleiten und Freude bereiten, die schönen und wertvollen Bände der VOLK UND WISSEN SAMMELBUCHEREI.

**IN VORBEREITUNG:**  
GRUPPE II NATUR UND WISSEN  
GRUPPE III TECHNIK UND VERSUCH